

# Inhalt

|   |    |
|---|----|
| 1. Kapitel                                  |    |
| Dies ist das Haus des Todes .....           | 7  |
| 2. Kapitel                                  |    |
| Heilige Zeit .....                          | 20 |
| 3. Kapitel                                  |    |
| Wachsen in der Gnade und Erkenntnis .....   | 31 |
| 4. Kapitel                                  |    |
| Auf der „Intensivstation“ Jesu .....        | 44 |
| 5. Kapitel                                  |    |
| Gebete mit hoher Dividende .....            | 58 |
| 6. Kapitel                                  |    |
| Eine „ewige“ Gebetsliste .....              | 72 |
| 7. Kapitel                                  |    |
| Fürbitte für junge Menschen .....           | 80 |
| 8. Kapitel                                  |    |
| Beten für die Gottlosen und die Bösen ..... | 85 |
| 9. Kapitel                                  |    |
| Jedes Problem ruft ins Gebet .....          | 96 |

## 1. Kapitel

# Dies ist das Haus des Todes

Alles kam ganz überraschend. Meine Frau Hilda und ich hatten über das Wochenende ihre Mutter besucht. Unsere Fahrt von Central New York war angenehm gewesen, und wir hatten mit Mutter einen erfreulichen Abend verbracht. Als ich um zehn Uhr abends zu Bett ging, fühlte ich mich ungewöhnlich müde und schlief dann tief, bis ich ungefähr um drei Uhr morgens mit schweißüberströmtem Gesicht erwachte. Ich hatte etwas Mühe, zu atmen, schrieb dies aber dem überheizten Schlafzimmer zu.

Als ich das Fenster ein paar Zentimeter weit öffnete, brachte mir die kalte Winterluft sofort Erleichterung. Trotzdem konnte ich nicht wieder einschlafen, hustete ständig, und nach einer Weile kehrte auch das Atemproblem zurück.

Nach dem Duschen am Morgen wurde ich erneut außerordentlich müde. Zum Rasieren mußte ich alle Kraft aufwenden, und der Gang zum Auto erforderte so viel Anstrengung wie eine Bergtour.

Dann lag ich schließlich, dem Tode nahe, auf der Herzabteilung des Greater Niagara General Hospitals in Niagara Falls, Ontario. Wie der Kardiologe einige Tage später sagte, wäre ich gestorben, wenn meine Frau 20 Minuten länger gebraucht hätte, um mich ins Krankenhaus zu bringen.

Im Notfallraum gab man mir sofort eine Sauerstoffmaske; ich wurde intravenös mit Medikamenten versorgt, und ein Monitor zeigte die Tätigkeit meines

Herzens auf. Mit Unterstützung mehrerer Krankenschwestern bemühte sich ein Herzspezialist nach besten Kräften darum, mich am Leben zu erhalten.

Kurz darauf kam ich auf die Intensivstation, die bereits überfüllt war. Da alle Glaskabinen belegt waren, bekam ich ein Bett nahe der Schwesternstation.

Ich stand sozusagen mit einem Fuß schon im Grabe, da mein Atem nun so flach geworden war, daß ich kaum noch Sauerstoff in meine Lungen bekam. Ich dachte, ich müßte sterben.

Diese Überzeugung wurde noch verstärkt, als mich jemand fragte, ob ich einen Priester wünsche. Ich fühlte mich aber zu schwach und zu krank, um irgendeinen Besucher außer meiner Frau zu sehen. Ihr erlaubte man, mich alle zwei Stunden für zehn Minuten zu besuchen.

Abgesehen davon hatte ich während fast vierzig Jahren Gott täglich gesucht und mich auf das Sterben vorbereitet; denn vor fast vier Jahrzehnten hatten mir dämonische Geister gedroht, daß ich früh sterben würde, weil ich mich entschieden hatte, Jesus Christus als meinen Herrn und Heiland anzunehmen und den biblischen Sabbat zu beachten (vgl. mein früheres Buch „Eine Reise in die Welt des Übernatürlichen“, in dem ich meine ungewöhnliche Geschichte erzähle).

Während ich mir meines kritischen Zustandes immer mehr bewußt wurde, bemerkte ich, daß außer mir eine Anzahl anderer Menschen in diesem Krankenzimmer um ihr Leben rangen. „Dies ist das Haus des Todes“, sagte ich mir.

## **Die Gegenwart Gottes**

Sechsenddreißig Stunden waren vergangen. Ich lebte noch und konnte nun atmen, ohne ständig die Sauer-

stoffmaske zu tragen. In Gedanken sandte ich ein Loblied zu Gott.

An jenem Sonntagabend herrschte auf der Intensivstation Hochbetrieb. Die Oberschwester mußte sogar zusätzliches Personal anfordern, um die Situation meistern zu können. Unmittelbar zu meiner Rechten schien ein Mann dem Tode nahe zu sein, zwei Krankenschwestern kämpften darum, ihn am Leben zu erhalten. Zu meiner Linken lag ein Mann in den 30er Jahren, der schon drei Herzattacken erlitten hatte und nun bemerkte, daß er wahrscheinlich seine letzten Tage erlebte.

Da ich in der Nähe des Schwesternstationszimmers lag, sah ich, wie die Lampen immer häufiger aufleuchteten, und konnte auch Bemerkungen auffangen, wonach der Zustand einer ganzen Anzahl von Patienten sich verschlechterte, ja bei einigen sogar hoffnungslos wurde.

In dieser Situation erinnerte ich mich an die Aussage eines führenden Spiritisten im Jahr 1946. Er hatte gesagt, dämonische Geister hätten Freude am Sterben von Menschen. Demnach schienen sie an diesem Abend, wo so mancher Patient auf der Intensivstation dem Tode nahe war, geradezu ein Fest zu planen.

Nicht für mich selbst, sondern für die andern stiegen nun meine Gedanken im Gebet zu Gott empor. Im Laufe von 39 Jahren hatte ich erfahren, daß die Kraft der Fürbitte großen Segen in das Leben vieler Menschen bringt.

Schon früh hatte ich die Gewohnheit angenommen, die geistlich Kranken, die nicht selten auch körperliche Wracks waren, auf die „Intensivstation“ Jesu zu bringen. Das Resultat war ermutigend; in manchen Fällen hatte ich die Erhörung meiner Gebete unmittelbar miterlebt.

Nun bat ich Christus, daß die Kraft des Heiligen Geistes jeden Patienten mit einer geistlichen Atmosphäre von Licht und Frieden umgeben und jedem die Gesundheit wieder schenken möge, wenn es Gottes Wille wäre. Durch persönliche Erfahrung hatte ich gelernt, daß Fürbitte dann am intensivsten wirksam wurde, wenn ich mich vergewissert hatte, daß die Menschen, für die ich betete, nicht durch Sünde von Gott getrennt waren.

So begann ich meine Gebete auf jener Intensivstation damit, Gott zu danken für das Vorrecht, für meine Mitpatienten um seine Hilfe bitten zu dürfen. Gleichzeitig wies ich auf den unendlichen Preis hin, den er auf Golgatha bezahlt hat und bat ihn, die Sünden aller meiner Mitpatienten zu vergeben.

Schon seit langem bin ich davon überzeugt, daß wir als Christen für andere das tun sollten, was sie selbst für sich nicht tun können oder tun wollen, nämlich sich mit den Sünden in ihrem Leben auseinanderzusetzen. Jesus hat uns ein Beispiel gegeben. Als Christus am Kreuz starb, bat er den Vater, denen die Sünden zu vergeben, die ihn gekreuzigt hatten (Lukas 23,34).

Ich kann nicht erklären, was geschieht, wenn wir Gott um Vergebung für die Sünden anderer bitten, aber ich habe die Veränderungen gesehen, die daraufhin in ihrem Leben beginnen.

Gott verletzt nie den freien Willen eines Menschen, doch wenn wir für jemanden beten, eröffnen wir Gott die Möglichkeit, auf besondere Weise im Leben dieses Menschen zu wirken. Er befreit den Menschen von den Ketten der Sünde, so daß dieser nun seine gewonnene Freiheit nutzen kann, um sich für das Gute zu entscheiden.

Auch bat ich Gott, mich im Glauben zu stärken, da ich dem Tode so nahe war. Er möge mir gestatten, die

Wirksamkeit seiner heilenden Kraft auf jener Intensivstation zu erleben. Dann dankte ich dem großen Arzt für die Erhörung meiner Gebete.

Wie ich Jahre zuvor selbst erfahren hatte, kämpfen dämonische Geister hart, bevor sie ihre Beute der Macht des Heiligen Geistes überlassen. Während etwa einer Viertelstunde geriet eine große Zahl von Patienten in noch größere Not, und die schlimmsten Befürchtungen der Krankenschwestern wurden Wirklichkeit, als das Herz von Mr. Smith zu schlagen aufhörte.

Sofort rief die Oberschwester über Sprechfunk alle Ärzte der Klinik zu Hilfe. Drei von ihnen kamen unmittelbar darauf auf die Intensivstation. Eine weitere Schwester holte im Laufschrift den Wiederbelebungsapparat.

Etwa zehn Minuten vergingen, während das medizinische Personal alles tat, was es konnte, um Mr. Smith wiederzubeleben, aber ohne Erfolg. Ein Arzt kam mit gesenktem Kopf aus dem Raum zur Schwesternstation und murmelte niedergeschlagen: „Der Mann ist tot.“

Da rief ich zum Herrn des Lebens und bat ihn, Mr. Smith wieder ins Leben zurückzurufen. Ich hatte kaum „Amen“ gesagt, als Mr. Smith wieder zu Bewußtsein kam und erstaunt fragte, warum so viele Leute in seinem Zimmer seien. Er war sehr hungrig und bat um etwas zu essen.

Daraufhin schickte ein anderer der Ärzte die Schwester in die Küche, eine leichte Mahlzeit zu bestellen. Er fügte hinzu: „Ich habe noch nie etwas Ähnliches erlebt, nie, in all meinen Jahren!“

Meine Gebete waren auf wunderbare Weise beantwortet worden. Nicht allein, daß Mr. Smith lebte und sich großartig fühlte, sondern daß auch der Friede des Himmels über der ganzen Station lag. Was mich selbst betraf, so konnte ich die Gegenwart Gottes fühlen.

## Neues Leben

Lange Stunden hatte Hilda gewartet, um die wenigen Minuten mit mir verbringen zu dürfen, die man ihr zugestanden hatte.

Etwa um 22 Uhr kam sie zum letzten mal an jenem Tag zu mir, bevor sie für die Nacht zu ihrer Mutter fuhr. Während ihres Aufenthaltes im Warteraum der Intensivstation war sie mit Mrs. Smith bekannt geworden. Die Frau war sehr beunruhigt über den Zustand ihres Mannes, der selbst alle Hoffnung aufgegeben und ihr gesagt hatte, er wüschte zu sterben.

Nun erzählte Mrs. Smith meiner Frau freudestrahlend von der wundersamen Veränderung des körperlichen und seelischen Zustandes ihres Mannes. Vorher hatte er erklärt, sterben zu wollen, und nun wollte er leben!

Vier Tage später hatte ich das Vorrecht, die Smiths auf dem Korridor der Kardiologischen Station dieser Klinik anzutreffen. In ihren Gesichtern strahlten Freude und Frieden von Gottes Liebe. Hilda hat seither mit der Frau korrespondiert, die ihr schrieb, daß ihr Mann sich ausgezeichnete Gesundheit erfreue und keinen Arbeitstag versäume, seit er die Klinik verlassen habe. Er wird bald in den Ruhestand treten mit der Aussicht auf noch einige gute Lebensjahre.

Am Tage nach Mr. Smith's Wiederherstellung stellten die Ärzte fest, daß es einigen ihrer Patienten auf der Intensivstation gut genug ging, um sie auf andere Abteilungen der Klinik zu verlegen. Das Befinden des Herzpatienten zu meiner Linken hatte sich so sehr verbessert, daß er unverzüglich verlegt werden konnte.

Er war außer sich vor Freude, daß er nun einer hellen Zukunft entgegensehen durfte. Der ältere Mann zu meiner Rechten schien buchstäblich ein anderer

Mensch geworden zu sein. Sein Arzt zeigte sich sehr überrascht über die Veränderung seines Zustands und erklärte, daß er das Krankenhaus am nächsten Morgen verlassen könne, wenn er weiter solche Fortschritte machte.

Am Dienstagmorgen war es soweit. Ich war glücklich, meine Gebete auf diese Weise beantwortet zu sehen.

Für mich selbst sahen die Dinge dagegen nicht gut aus. An jenem Dienstagmorgen antwortete der Herzspezialist auf meine diesbezügliche Frage, die Aussichten, mich lebend aus der Station herauszubringen, seien extrem klein. Labortests hatten ergeben, daß ein Virus meinem Herzen irreparablen Schaden zugefügt hatte.

Mein Puls schlug so unregelmäßig, daß es einfach nicht möglich war, die gegenwärtige Belastung noch längere Zeit zu überleben. Der Arzt schlug eine letzte Behandlung vor: Er wollte mein Herz mit einem 50-Volt-Stromstoß anhalten und darauf mit einem 200-Volt-Schock wieder in Gang setzen.

Ich unterzeichnete die notwendigen Papiere, um ihm dieses Vorgehen zu gestatten. Später am Nachmittag teilte mir der Kardiologe mit, daß auch diese Behandlung nicht geholfen habe.

Mein Befinden verschlechterte sich, als meine Lungen sich mit Flüssigkeit füllten. Mir wurde klar, daß ich nicht mehr lange zu leben hatte. An diesem Abend dachte ich über die bis dahin beinahe sechs Jahrzehnte meines Lebens nach.

Eine Szene nach der andern ging mir dabei durch den Kopf, und mein Herz wurde von Dankbarkeit gegenüber Gott erfüllt, als ich wahrnahm, auf welche fürsorgliche Weise Gott mich beschützt und gesegnet hatte, selbst als ich noch nichts für ihn übrig hatte.

Schließlich gingen meine Gedanken zurück zu einem Ereignis, das ich im Alter von sieben Jahren erlebt hatte.

Ich war im Kellergeschoß der Getreidemühle, die meinem Vater gehörte, über einen Holzblock gestolpert und auf einen 35 cm breiten Transmissionsriemen gestürzt. Dieser Riemen trieb eine Riemenscheibe von 90 cm Durchmesser an und wurde seinerseits mit Hilfe eines auf dem Riemen drehenden, 160 Kilo schweren Riemenspanners von einem Antriebsrad von 270 cm Durchmesser angetrieben.

Wäre nicht mit einem Schlag, der das ganze Gebäude erschütterte, die fast acht Zentimeter dicke Stahlwelle aus ihren schweren Lagern gesprungen, hätte dies meinen sofortigen Tod bedeutet. Statt dessen fiel der Riemen von der kleineren Riemenscheibe, so daß der Riemenspanner vom Riemen glitt. Ich war mit der Brust auf den Riemen gefallen, welcher mich zuerst unter das große Antriebsrad und dann nach oben schleppte, wo ich gegen einen Dachbalken geklemmt wurde.

Das Antriebsrad hörte nicht auf zu laufen, bis jemand den Strom abstellte. Praktisch alle meine Kleider waren weggerissen – eine schwere Winterjacke, ein Pullover, ein Flanellhemd und die warme Unterwäsche. Mein linker Arm hing an der Seite des Antriebsrades herunter, und die Reibung hatte den Handrücken und die Finger bis auf die Knochen hinab zerschunden. Eine Zeitlang glaubte der Arzt, er müsse amputieren, aber ich hatte betende Eltern, welche aus Erfahrung die Kraft der Fürbitte im Namen Christi kannten, und alles wandte sich zum Besten.

Man benötigte drei Tage, um den an der Maschine angerichteten Schaden zu reparieren. Gemäß den Mühlenbauern, die damit beschäftigt waren, mußte er von einer übernatürlichen Kraft verursacht worden

sein. Bereits das Gewicht des Riemenspanners hätte jeden Knochen meines Körpers zermalmen müssen, und die Maschinerie hätte sich dabei nicht im geringsten verlangsamt. Noch viel weniger wäre dadurch die schwere Stahlwelle von ihrem Platz bewegt worden. Die Kraft, die sie aus den Lagern sprengte, entsprach dem Schlag eines tonnenschweren Körpers.

„Sie sollen dem Herrn danken für seine Güte und für seine Wunder, die er an den Menschenkindern tut.“  
(Psalm 107,8)

Als ich so über meine Vergangenheit nachdachte, erinnerte ich mich aber auch daran, daß ich mit zwölf Jahren so bitter gegen Gott wurde, als man meine Mutter zu Grabe trug. In meinem Kummer konnte ich es mit dem Bild eines liebenden Gottes nicht vereinbaren, daß all das Leid der Menschheit immerzu weiter andauerte und daß er offensichtlich nichts unternahm, um es zu beenden. Ich verlor den Glauben an ihn und an alles Übernatürliche.

Als ich etwas älter war, las ich Werke von ungläubigen Autoren, dann Bücher von Charles Darwin, und schließlich überzeugten mich die Werke von Thomas Henry Huxley vollends davon, daß der Mensch nichts weiter als ein direkter Nachkomme des Affen ist. Im Alter von 21 Jahren betrachtete ich mich selbst schließlich als Atheisten. Ich hatte meinen gesamten katholischen Glauben verworfen, mehr noch: Ich verneinte vollends die Existenz Gottes.

Doch dann hatte ich völlig unerwartet ein höchst schockierendes Erlebnis mit dem Übernatürlichen. Und ich ahnte nicht, daß Gott dabei über mir wachte und für mich sorgte.

Es war 1946 in Montreal, Kanada, wo ich einen Kriegskameraden wiedertraf. Er war inzwischen Mitglied einer Gesellschaft geworden, die beanspruchte,